



**University of
Zurich**^{UZH}

**Zurich Open Repository and
Archive**

University of Zurich
University Library
Strickhofstrasse 39
CH-8057 Zurich
www.zora.uzh.ch

Year: 2018

Rezension von Annemarie Kaufmann-Heinimann/Max Martin: Die Apostelkanne und das Tafelsilber im Hortfund von 1628. Trierer Silberschätze des 5. Jahrhunderts. Mit Beiträgen von Wolfgang Binsfeld, Heinz Cüppers, Ludwig Eiden, Sabine Faust, Susanne Greiff, Hartwig Löhr, Barbara Niemeyer und Roland Schwab (=Trierer Zeitschrift, Beiheft 35), Trier 2017

Jäggi, Carola

Posted at the Zurich Open Repository and Archive, University of Zurich

ZORA URL: <https://doi.org/10.5167/uzh-176934>

Journal Article

Published Version

Originally published at:

Jäggi, Carola (2018). Rezension von Annemarie Kaufmann-Heinimann/Max Martin: Die Apostelkanne und das Tafelsilber im Hortfund von 1628. Trierer Silberschätze des 5. Jahrhunderts. Mit Beiträgen von Wolfgang Binsfeld, Heinz Cüppers, Ludwig Eiden, Sabine Faust, Susanne Greiff, Hartwig Löhr, Barbara Niemeyer und Roland Schwab (=Trierer Zeitschrift, Beiheft 35), Trier 2017. Römische Quartalschrift für christliche Altertumskunde und Kirchengeschichte, 113(3-4):275-278.

RÖMISCHE QUARTAL SCHRIFT

für Christliche Altertumskunde und Kirchengeschichte

IM AUFTRAG

des Priesterkollegs am Campo Santo Teutonico in Rom
und des Römischen Instituts der Görres-Gesellschaft

IN VERBINDUNG MIT

Thomas Brechenmacher,
Jutta Dresken-Weiland, Michael Durst, Bernd Engler, Britta Kägler
Rudolf Schieffer †, Andreas Sohn und Günther Wassilowsky

HERAUSGEGEBEN VON

Dominik Burkard, Hans-Peter Fischer
und Stefan Heid

BAND 113, HEFT 3–4

2018

HERDER

ROM FREIBURG WIEN

INHALT

CHRISTIAN GNILKA: Simon magus und die römische Petrustradition . . .	151
KLAUS MARTIN GIRARDET: Kaiser Gratian – letzter Träger von Amt und Titel eines <i>pontifex maximus</i> in der Geschichte des antiken Rom . . .	166
CHRISTOPHER KAST: Essen im Konklave. Ernährungs- und Konsum- gewohnheiten an der Kurie Johannes' XXIII. (1410–1419)	197
MAIK SCHMERBAUCH: Hubert Jedin – Leiter der „Arierabteilung“ und Archivar im Erzbistum Breslau 1936 bis 1939	213
RAINER DECKER: Bischof Alois Hudal und die Judenrazzia in Rom am 16. Oktober 1943	233
STEFAN SAMERSKI: Die Popularisierung des Papstes – Pius XII. in medialer Modernität. Schlaglichter auf weltpolitische Krisenzeiten	256

REZENSIONEN

STEPHAN HECHT: Maren Niehoff, Philo of Alexandria. An intellectual Biography	273
CAROLA JÄGGI: Annemarie Kaufmann-Heinimann, Max Martin, Die Apostelkanne und das Tafelsilber im Hortfund von 1628	275
IGNACIO GARCÍA LASCURAIN BERNSTORFF: Agostino Paravicini Bagliani, Il bestiario del papa	278
ALESSANDRO BELLINO: Roberto Regoli, Paolo Valvo, Tra Pio X e Bene- detto XV	281
OLAF BLASCHKE: Werner Neuhaus, August Pieper und der Nationalsozia- lismus	282
HANNELORE PUTZ: Joachim Kuropka, Galen. Wege und Irrwege der Forschung	285
MASSIMILIANO VALENTE: Michael Matheus, Germania in Italia	286

Schriftleitung und Redaktion: Stefan Heid

Redaktionsassistentz: Jutta Dresken-Weiland

Die „Römische Quartalschrift“ erscheint in der Regel jährlich in zwei Doppelheften.

Umfang eines jeden Doppelheftes ca. 144 Seiten. Preis pro Doppelheft 99,- €.

Jahres-Abonnement print only oder e only 197,- €, print + e 213,- €.

Jahres-Abonnement für private Bezieher print only oder e only 155,- €, print + e 171,- €,

Jahres-Abonnement für Mitglieder der Görres-Gesellschaft print + e 131,- €,

für Studierende print only oder e only 99,- €, print + e 115,- €.

VERLAG HERDER FREIBURG IM BREISGAU

Satz: SatzWeise, Bad Wünnenberg

Druck: Franz X. Stückle Druck und Verlag e. K., Ettenheim

Bestellnummer 00160

Rezensionen

MAREN NIEHOFF, *Philo of Alexandria. An intellectual Biography*. New Haven / London: Yale University Press 2018. 336 S. ISBN 978-0-300-23130-4.

Mit ihrer jüngsten Monographie „Philo of Alexandria. An intellectual Biography“ legt Niehoff eine seit langem ausstehende intellektuelle Biographie über den alexandrinischen Gelehrten vor. „No biography of Philo has ever been attempted, and there are good reasons for this state of affairs“ (S. 1). Zweifelsohne gibt der wohl „erste Kirchenvater“ (Chadwick) nur wenige Anhaltspunkte für ein Bild seiner Person, was ihn, das zeigt die Forschungsgeschichte, höchst anfällig für verschiedene Strömungen und Forschungstendenzen macht. Vom „Verteidiger eines denaturierten Judentums“ (Wilamowitz), zum griechischen Philosophen (Leisegang) und Stoiker (Geiger) bis zur Betonung seiner jüdischen Religiosität (Wolfson, Daniélou) und seines radikalen Eklektizismus finden sich mehr oder weniger plausible Ansätze, die das Vakuum der Überlieferung ausfüllen möchten. Wer war der Mann, der die antike Kirchengeschichte mit seinen biblischen Auslegungen wie kein anderer prägte? Es ist dabei das Verdienst Niehoffs, diese Ansätze durchaus zu berücksichtigen, sie aber aus dem Text selbst neu zu begründen. Ihre beachtliche These fasst sie zu Beginn ihrer Monographie zusammen: „Although he grew up in a rather peaceful environment in Alexandria, he saw an outburst of ethnic violence in 38 CE and then became the head of the Jewish embassy to the emperor Gaius Caligula. This political responsibility took him for several years to Rome and is crucial for an appreciation of his personality and intellectual development“ (S. 1 f.). Während des Aufenthaltes in Rom hatte Philo die Möglichkeit, so Niehoff, vor allem mit der römischen Philosophie in Kontakt zu treten. Eine Hypothese, die sie durch präzise Textkenntnis und akribische Recherche im philonischen Textkorpus untermauert. „The intellectual implications of Philo’s stay in Rome [...] have not yet been seriously investigated. This is remarkable given the known fact that ambassadors regularly engaged in cultural activities while spending time in the imperial capital“ (S. 13 f.).

Dementsprechend versucht Niehoff zu zeigen, inwiefern sich Philo von seiner platonischen Frühzeit in Alexandrien, die sich vor allem in seinen Allegorischen Kommentaren und den *Quaestiones in Exodum* nachweisen lässt, zu einem mehr römisch denkenden Stoiker wandelt, der auch eine Leserschaft außerhalb Alexandriens bedienen möchte. Dazu nimmt sie drei Analyseschwerpunkte in den Blick. Ausgehend von einer generellen Darlegung ihrer Hypothese versucht sie im ersten Teil Philo als Botschafter und Autor in Rom zu beschreiben. Wie zeigt sich Philo selbst in seinen politischen Schriften? Wie verändert sich sein Blick auf das Judentum und seine Philosophie? Niehoff gibt hier eindeutige Antworten: „He no longer defines Jewish identity by reference to scholarly activity on the sacred text, as he did in Alexandria, but rather in terms of distinctly Roman values“ (S. 68). Somit ist „Philo’s achievement [...] impressive, as he offers the first extant Roman interpretation on Judaism“ (S. 89). Gleiches gilt für den zweiten Teil ihrer Monographie, in dem Niehoff nachvollziehbar auf Veränderungen in den „Spätschriften“ des ale-

xandrinischen Philosophen eingeht. Hier steht vor allem die Analyse der Schöpfungstheologie, aber auch die Charakterisierung biblischer Männer- und Frauenfiguren im Vordergrund. So nennt Philo z. B. als einzig existierende Frau in seinem Gesamtwerk Livia, die Ehefrau des Augustus, und geht dabei eventuell auf zeitgenössische Diskussionen ein. „Livia provoked numerous reactions. The Senate voted to call her ‚mother of her country‘, and the emperor Tiberius ‚son of Livia‘. The new emperor, however, rejected these honors and generally disliked her continuous influence in Roman politics, even warning her ‚not to meddle with affairs of importance and unbecoming a woman‘. (S. 132). Endlich trifft der Leser auf die Veränderungen in den Abhandlungen über das Recht. „Confronted with harsh criticism of the Jewish religion, which has immediate political implications for his embassy to Gaius, Philo devotes several treatises to the Decalogue and the special laws, which hardly interested him in his early Alexandrian period“ (S. 170). Im letzten Teil konzentriert sich die Analyse auf die Zeit vor dem Besuch Roms, in der die platonischen Einflüsse im Allegorischen Kommentar und in den *Quaestiones in Exodum* aufgezeigt werden, wobei Niehoff keinesfalls schon in der Frühzeit vorhandene Einflüsse der Stoa auslässt.

Ausgehend von der Niehoffs These lassen sich möglicherweise vier Punkte in die Diskussion einbringen, die sich aus der bescheidenen Überlieferung zur Person des alexandrinischen Gelehrten ergeben. So stellt sich die Frage, inwiefern die Quellenlage einen endgültigen Schluss darüber zulässt, ob Philo seine Zuwendung zur römischen Philosophie gerade durch das politische Engagement in Rom vollzogen hat. Alles in allem herrscht nur wenig Kenntnis über mögliche Einflüsse anderer Schulen, Richtungen oder Denker in Alexandrien und Umgebung. Möglicherweise könnten hier Einflüsse bestanden haben, die deutlich höher für einen möglichen Wandel bei Philo sprechen, die jedoch nicht mehr zugänglich sind. Es ist zudem schwer zu ermitteln, inwieweit Philo selbst in Alexandrien politisch tätig war. Dafür spricht, dass er als Botschafter im Rahmen der *Legatio ad Gaium*, der die Interessen von gut einem Drittel der Bevölkerung (Anzahl der Juden in der Stadtbevölkerung Alexandriens) vertritt, nicht als politischer Neuling gelten kann. Des Weiteren zeigt sich, dass Philo in seinen Werken ganz vom Text der Hl. Schrift ausgeht, weshalb hier immer auch eine Bindung an den Text vorausgesetzt werden muss, die verschiedene Akzentsetzungen begünstigt. Endlich kann hervorgebracht werden, dass Philos Wandlung selbst nicht so hoch angesetzt werden muss. So zeigt Tobin (*The creation of man. Philo and the history of interpretation*, Washington 1983), dass der alexandrinische Gelehrte auch in den Teilen seines Spätwerks dem platonischen Denken noch Vorrang einräumt.

All dies spricht aber nicht gegen die Hypothese, die Niehoff vorstellt. Zweifels- ohne ist es ihr Verdienst, eine Analyse über die intellektuelle Entwicklung des Alexandriners zu geben, an der die Diskussion in den nächsten Jahren anknüpfen und präzisiert werden kann. Besonders die detaillierte Untersuchung über die Tatsache, dass Philo in seinen Werken durch die Erklärung jüdischer Bräuche oder durch die Beschreibung verschiedener Regionen Ägyptens seine Werke auch an eine Leserschaft außerhalb Alexandriens adressiert, stellt eine nicht zu unterschätzende Argumentationsgrundlage für den Einfluss philonischen Denkens auf neutestamentliche Schriften (Hebräerbrief, Korintherbrief) und Kirchenväterliteratur

dar. Damit kann die Monographie durchaus als ein einschlägiges Werk in der Philoforschung gelten.

Stephan Hecht
(stephanhecht1@gmx.de)

ANNEMARIE KAUFMANN-HEINIMANN, MAX MARTIN, Die Apostelkanne und das Tafelsilber im Hortfund von 1628. Trierer Silberschätze des 5. Jahrhunderts. Mit Beiträgen von Wolfgang Binsfeld, Heinz Cüppers, Ludwig Eiden, Sabine Faust, Susanne Greiff, Hartwig Löhr, Barbara Niemeyer und Roland Schwab (= Trierer Zeitschrift, Beiheft 35), Trier 2017. ISBN 978-3-944371-06-1.

1992 kam bei Bauarbeiten im Trierer Westquartier eine spätantike Silberkanne zutage, die nun – mehr als 25 Jahre nach ihrer Auffindung – in einer opulenten, hervorragend bebilderten und redigierten Publikation des Rheinischen Landesmuseums Trier dem interessierten Publikum in allen nur wünschenswerten Teilaspekten vorgestellt wird. Es handelt sich um eine schlanke Henkelkanne mit einem achtseitig facettierten Kannenkörper, dessen Besonderheit darin besteht, dass sein mit Niello, Punzierungen und Feuervergoldung akzentuierter Ritzdekor neben Ornamentik auch acht stehende männliche Figuren und vier Lämmer zeigt. Die in zwei verschiedenen Registern angeordneten und dadurch unterschiedlich grossen Männergestalten tragen Tunika und Pallium, sind nimbiert und haben ihre Rechte jeweils in Segens- oder Redegestus erhoben. Auch die vier in der untersten Zone des Kannenkörpers wiedergegebenen Lämmer sind durch Nimben ausgezeichnet; sie dürfen als christliche Sinnbilder gedeutet und im Verbund mit den zweimal vier Palliati in den oberen Zonen als Apostel verstanden werden. Ebenfalls in christlichem Sinne zu deuten sind die zahlreichen in Kreise und Quadrate eingeschriebenen Kreuze und Stauogramme. Das heisst nun aber nicht, dass die Kanne aus einem kirchlichen Kontext stammt bzw. je in einem kultischen, sprich: liturgischen Kontext genutzt wurde. Sowohl der Fundort als auch der Fundkontext sprechen klar dafür, dass die Kanne einst zu einem vierteiligen silbernen Tafelgeschirr gehörte, das im frühen 5. Jahrhundert von Angehörigen der Trierer Oberschicht erworben oder in Auftrag gegeben wurde. Tatsächlich dürfte die 1992 entdeckte Kanne zu jenem umfangreichen Silberschatz aus dem frühen 5. Jahrhundert gehört haben, der offenbar noch vor der Mitte des 5. Jahrhunderts – wohl angesichts einer akuten Bedrohung – in der Nähe des Kannen-Fundortes in einem steinernen „Tresor“ im Boden versenkt und dort 1628 wiederentdeckt wurde. Dass dieser mit 114,5 schwerste spätantike Silberschatz bis heute kaum bekannt ist, ist der Tatsache geschuldet, dass die Stücke kurz nach ihrer Auffindung eingeschmolzen und zu Kleingeld gemacht wurden. Allerdings haben die beiden Trierer Jesuiten Alexander Wiltheim und Jakob Masen vor dem Abtransport des Schatzes nach Köln die Stücke beschrieben und gewogen. Aus ihren Aufzeichnungen geht hervor, dass der 1628 gehobene Hortfund insgesamt 49 Einheiten umfasste, darunter zwei rechteckige und acht runde Auftragsplatten (*missoria*), vier Gefässe zur Getränkezubereitung und -verteilung, 22 Schalen und Teller als Ess- und Beigeschirr sowie diverse Schmuckgefässe oder Gewürzbehälter und Teile einer Toi-

lettenbox inkl. eines Faltstuhls. Nur zwei der im 17. Jahrhundert inventarisierten Gefäße, nämlich zwei Tellerchen (*disci, parvae scutellae*), scheinen „christlichen“ Dekor aufgewiesen zu haben; beschrieben werden *quatuor capita caelata*, die durch Inschriften als Petrus, Paulus, Iustus und Hermes zu identifizieren waren. Die sog. Apostelkanne dürfte ebenfalls zu diesem Ensemble gehört haben, scheint aber – wie wohl noch weitere Kannen und vermutlich auch Löffel sowie weitere Besteckteile, die in den Inventaren des 17. Jahrhunderts auffälligerweise fehlen – bei der Vergrabungsaktion in den 430er/440er-Jahren an einem anderen Ort versteckt worden zu sein als die 1628 zu Tage geförderten und kurz darauf eingeschmolzenen Teile.

Bereits 1979 hat Wolfgang Binsfeld dem 1628 gefundenen Trierer Silberschatz einen Aufsatz gewidmet, doch erst jetzt – mit der neuen Publikation von 2017 – ist dieser bedeutende Hortfund in seinem Umfang und seiner Bedeutung richtig zu würdigen. Zu verdanken ist dies in erster Linie Max Martin, der seinen umfangreichen Beitrag zum Trierer Silberfund von 1628 im Kontext weiterer spätantiker Hortfunde (S. 213–284) noch vor seinem Tod 2016 fertigstellen konnte. Ihm gelingt durch einen breiten Vergleich mit anderen spätrömischen Silberschätzen die Bestimmung des Ensembles als Prunkservice einer Trierer Senatorenfamilie, entstanden im frühen 5. Jahrhundert und bereits nach wenigen Jahren oder Jahrzehnten vor Eindringlingen in Sicherheit gebracht. Es ist Martin zuzustimmen, wenn er die beiden auf einer Auftragsplatte eingeritzten Namen AVDENTIA und NICE-TIO mit den ehemaligen Besitzern zusammenbringt, die die betreffende Platte wohl zu ihrer Hochzeit geschenkt bekommen hatten. Möglicherweise können auch die auf einer anderen Platte darstellten *facies duae sibi obversae, viri foeminaeque* auf dieses Besitzerehepaar bezogen werden. Die auf einer dritten Auftragsplatte dokumentierte Ritzinschrift BASSILIA (laut Martin wohl eher BASSVLA) dürfte auf ein weiteres Mitglied der Besitzerfamilie hinweisen. Jeder, der sich künftig mit dem Trierer Hortfund von 1628 auseinandersetzen möchte, wird Max Martin dankbar sein, dass er das von Binsfeld bereits 1979 in seinen wesentlichen Teilen edierte handschriftliche Inventar aus dem Trierer Priesterseminar im Abgleich zu den von Wiltheim und Masen publizierten Inventaren im Wortlaut wiedergibt (S. 215–219). Gerne wird man künftig auch zur Schemazeichnung auf S. 220 greifen, die höchst anschaulich den Gefäßbestand des Trierer Schatzes im Vergleich zum an Stückzahl zwar umfangreicheren, im Gesamtgewicht aber nur halb so schweren Kaiseraugster Silberschatz vor Augen führt.

Als *corpus delicti*, das die Neubearbeitung des Trierer Silberfundes von 1628 überhaupt erst ausgelöst hat, gebührt der 1992 gefundenen Apostelkanne selbstredend der Ehrenplatz in der hier anzuzeigenden Publikation. Zunächst wird von Sabine Faust und Hartwig Löhr der Fundkontext – soweit rekonstruierbar – vorgestellt, wie alles in dieser Publikation ausgesprochen leserfreundlich gestaltet und mit aussagekräftigen Plänen unterstützt. Wichtig zu wissen, dass der Westen Triers im späten 4. Jh. durch den Neubau eines Repräsentationsbaus aufgewertet wurde, im selben Gelände aber auch um 400 eine Doppelbestattung von zwei enthauperten Männern erfolgte. 1993, also ein Jahr nach dem Fund der Silberkanne, wurde bei einem weiteren Bodeneingriff in diesem Gebiet ein Hortfund mit 2518 Goldmünzen gehoben, der 2013 im 34. Beiheft der Trierer Zeitschrift veröffentlicht

wurde. Das Prägedatum der jüngsten in diesem Hort enthaltenen Münzen spricht für eine Verbergung kurz vor 200, woraus zu deduzieren ist, dass der Trierer Westen bereits in der mittleren Kaiserzeit von einer vermögenden Bevölkerungsschicht bewohnt oder anderweitig genutzt wurde.

Ab S. 21 setzt mit einer hervorragenden Bilddokumentation der Hauptteil zur Trierer Apostelkanne ein. Der umfangreichste Beitrag stammt hier von Annemarie Kaufmann-Heinimann, die sich bereits im Rahmen der beiden großen Publikationen zum Kaiseraugster Silberschatz (1984 und 2003) einen Namen als fundierte Kennerin der spätantiken Toreutik gemacht hat. Ihr Beitrag im hier anzuzeigenden Werk beschreibt, analysiert und kommentiert in Wort und Bild jedes einzelne Dekormotiv und jeden einzelnen funktionalen Bestandteil der Kanne in nicht zu überbietender Präzision, verweist auf Parallelen mit Gefäßen in den anderen bekannten spätantiken Silberschätzen, verliert dabei aber nie die Kanne in ihrer Entität aus dem Blick. Zu Recht nimmt Kaufmann-Heinimann für die Trierer Apostelkanne eine Funktion in einem gehobenen Haushalt an, versäumt es aber nicht, das Stück auch auf eine mögliche liturgische Nutzung hin zu befragen; mit Blick auf die wenigen bekannten Hortfunde mit nachweisbar liturgischem Gerät (Water Newton, Galognano, Kaper Koraon etc.) schliesst sie eine Primärnutzung im christlichen Kult aus. Dass die Trierer Kanne anders als die meisten anderen Silberkannen des 4. und 5. Jahrhunderts keine traditionellen Themen aus Bukolik und antiker Mythologie aufweist, sondern die zwölf Apostel, darf lediglich als Indiz dafür gewertet werden, dass die Besitzer Christen waren. Ganz offensichtlich störte es niemanden, wenn diese Kanne und die beiden anderen Tellerchen mit erkennbar christlichem Dekor (siehe oben) zusammen mit Gefäßen, die Jagd- und Kampfszenen oder den Kaiser zeigten, wie dies für einen Teil der übrigen Stücke aus dem Trierer Schatzfund dokumentiert ist, bei einem Festmahl aufgetragen wurden und nebeneinander auf dem Tisch standen. In einer weitgehend christianisierten Großstadt wie Trier dürften im frühen 5. Jahrhundert christliche Motive und Bildthemen auf Gebrauchs- und Repräsentationsgegenständen längst keinen apologetischen Charakter mehr gehabt haben, sondern in den Augen der gebildeten und reichen Oberschicht als zwar religiös konnotierte, aber wohl rein dekorative Zierelemente gesehen worden sein.

Kaufmann-Heinimanns Ausführungen zur Apostelkanne ist ein Katalog der Silberkannen des 4. und 5. Jahrhunderts angehängt. Es folgen ein Beitrag von Ludwig Eiden zur Restaurierung und Herstellungstechnik der Kanne und zwei Aufsätze zu chemisch-analytischen Untersuchungen (von Susanne Greiff) sowie zur archäometallurgischen Analyse des verwendeten Weichlots (von Roland Schwab). Unter anderem lassen die Untersuchungsergebnisse den Nachweis zu, dass Henkel, Deckel und Fuss mit Blei aus der Eifel abgelötet wurden, was auch für die Kanne als solche eine Produktion in Trier selbst nahelegt.

Ein Überblick über Darstellungen von Silberkannen in der Figuralkunst des 2.–6. Jahrhunderts aus der Feder von Barbara Niemeyer rundet den Text ab; obwohl die Ergebnisse dieser Studie insofern negativ sind, als die bildlichen Wiedergaben von Gefäßen im Gegensatz zu ihren realen Vorbildern über lange Zeit an traditionellen Formen festhalten und keine maßgeblichen, der zeittypischen „Mode“ gehorchenden Abweichungen aufweisen, wurde die Studie mit abgedruckt – ein

lobenswerter Beitrag zur Offenlegung auch von negativen, die Erwartungen nicht stützenden Forschungsergebnissen.

Eiligen sowie fremdsprachigen Lesern und Leserinnen sei die hervorragende Zusammenfassung von Annemarie Kaufmann-Heinimann empfohlen, von der auch eine englische Übersetzung vorliegt. Ein detailliertes Register lässt gezielte Zugriffe auf den Text zu, die umfangreiche Bibliographie dokumentiert die breite Einbettung des Trierer Silberhortes in die Schatzkunst des 4. und 5. Jahrhunderts. Es ist den Autoren und dem Rheinischen Landesmuseum Trier sehr zu danken, dass sie mit dem hier anzuzeigenden Werk einen der bedeutendsten spätantiken Schatzfunde dem Dunkel der Überlieferung entrissen und in höchst ansprechender Weise einem breiten Publikum zugänglich gemacht haben. Künftig wird keine Publikation zur spätantiken Toreutik an diesem Band vorbeikommen.

Carola Jäggi
(carola.jaeggi@uzh.ch)

AGOSTINO PARAVICINI BAGLIANI, *Il bestiario del papa*. – Turin: Giulio Einaudi editore 2016. 378 Seiten, Abb. ISBN 978-88-06-22654-1.

In Paravicinis *Il bestiario del papa* verbinden sich gleichsam Tradition und Moderne der Papstgeschichte. Zum einen stellt das Buch ein glänzendes Exemplar der klassischen, an der Diplomatie orientierten Papstgeschichte dar, die von dem langjährigen Professor der Universität Lausanne Agostino Paravicini Bagliani beherrscht wird, was er selbst auch andeutet (S. 299). Zum anderen fügt sich das Buch in die so genannte „Tier-Wende“ (*animal turn*) ein, die sich in der Geschichtswissenschaft postmoderner Prägung seit der letzten Dekade entwickelt hat. Getragen durch die Hofgeschichte, wo insbesondere Hunde, Falken, Papageien, Raubkatzen und Pferde seit jeher als bedeutende symbolträchtige Repräsentationsgegenstände wahrgenommen worden waren, rückten die Tiere als Forschungsgegenstand in das Augenmerk der Historiker in Folge der Kultur- und der nun über ein halbes Jahrhundert älteren sozialhistorischen Wende der Geschichtswissenschaft. So wie einst diese die Antwort der Geschichtswissenschaftler auf die politische Ideologisierung des Weltgeschehens in der Nachkriegszeit war, erklingt nun der öffentlichkeitswirksame Aufschwung von Klimakatastrophen und der „Abschied vom anthropozentrischen Zeitalter“ in der Erforschung des Papsttums in den letzten zwei Jahrtausenden.

Das Buch, dessen Titel bewusst an den spätantiken *Physiologus* erinnert, der beispielsweise als Hauptquelle im zehnten Kapitel über den Phönix dient (S. 196 ff.) und Alexander von Roes' († 1300) Satire *Pavo figuralis* (um 1287) stark beeinflusste (S. 211), gliedert sich in drei Teile mit insgesamt 16 Kapiteln, eine Einführung und ein Schlusswort. Am Ende eines jeden Kapitels, im Übrigen alle chronologisch geschrieben, gibt der Verfasser eine kleine Zusammenfassung, der die Anmerkungen folgen.

Im ersten Teil werden die Entstehung und Verfestigung der päpstlichen Souveränität anhand der Taube (1. Kap.) und des bereits für die Akten des „Staatsgründer-Papstes“ Sylvester († 335) bedeutenden Drachens (S. 24 ff.) mitsamt Basiliken

und Schlangen untersucht (2. Kap.). Im zweiten Teil geht es um das „Erleben der Souveränität“ („*Far vivere la sovranità*“), das heißt: das Zeitalter zwischen Gregor dem Großen († 604) und dem Ende des Kirchenstaates, als die Päpste mit Hilfe von sämtlichen wirklichen und mythologischen Tieren ihren Herrschaftsanspruch auf Mittelitalien durchsetzten, aktualisierten und überhaupt vollzogen. In diesen Kapiteln werden jeweils Tiergruppen zusammen untersucht. Im dritten Kapitel werden Pferde, Esel und Maultiere in der Papstgeschichte in ihren positiven Bezügen erläutert, sodann im vierten Kapitel Elefanten und Nashörner. Im fünften Kapitel folgt das Wild in Jagd und Fischerei. Im sechsten Kapitel kehren die Esel zurück, allerdings jetzt mit Kamelen und negativ konnotiert (beispielsweise die *Laudes cornomanniae*, eine am Lateran bis etwa zum 12. Jahrhundert gefeierte Spott-Tradition, S. 126–130). Im siebten Kapitel folgen die Papageien, im achten das duftspendende Moschustier. Im neunten Kapitel wird die Erzählung bodenständiger mit Schafen und Lämmern, um gleich im zehnten das Reich der Phantasie zu betreten mit dem Phönix, das im ikonographischen Programm Innozenz' III. († 1216) eine Schlüsselrolle spielte. Das elfte Kapitel ist dem Pfau und dessen Gefieder gewidmet. Im zwölften Kapitel zeigt der Verfasser eines seiner Forschungsschwerpunkte, nämlich das Pontifikat Bonifaz' VIII. († 1303), der sich ikonographisch mit dem Greifen darzustellen pflegte und bei sich einen Leopard hatte (S. 221 f.). Das 13. Kapitel ist schließlich den hochmittelalterlichen Wunderkammern der Päpste gewidmet, weshalb es den Namen „Viper-Zungen und Einhorn-Hörner“ (*Lingue di ceraste e corni di unicorni*) trägt.

Im dritten Teil geht es um die Papstkritik. Im 14. Kapitel schildert Paravicini die sogenannten „Papstvatizinin“, in denen über eine historische Betrachtung und Zukunftsspekulation in gelehrten, meist kurialen Kreisen zwischen dem 12. und dem 16. Jahrhundert sehr scharfe Kritik an den Päpsten geübt wurde. Wie ihre byzantinischen Vorbilder waren die Papstvatizinin von Tieren (meist negativ beladen wie Füchse, Raben, Hunde, Bären und Wölfe) in der Form von Metaphern und Abbildungen geprägt. Im 15. Kapitel folgt die Untersuchung der in reformatorischen Blättern üblichen Darstellung von Tierungeheuern wie pyramidenartigen Schlangen, die mit der Tiara gekrönt sind. Zuletzt folgt ein Kapitel, dem in vorherigen Rezensionen des Buches besondere Aufmerksamkeit geschenkt wurde. Es handelt sich um das Kapitel über die Genese und Wirkung des „Papstesels“ der lutherischen Polemik, analysiert unter dem Blickwinkel der Körperlichkeit des Papstes, worüber der Verfasser die maßgebliche Monographie verfasst hat (A. PARAVICINI BAGLIANI, *Il corpo del papa* [Turin 1994]). Betreffs der Vorarbeit des Verfassers finden sich in *Il bestiario del papa* selbstverständlich Spuren der vorherigen Arbeiten Paravicinis zu manchen Tieren wie beispielsweise Pferde; andere hingegen sind der maßgeblichen Literatur entnommen, wie zum Beispiel der von Claudia Märkl entdeckte Schoßhund Pius' II. († 1464) namens *Musetta* (S. 90).

Dem Forschungsschwerpunkt des Verfassers geschuldet, weist das Buch eine stärkere Gewichtung der früh- und hochmittelalterlichen Geschichte des Papsttums auf. Bereits das Umschlagbild, entnommen aus *Biblioteca Apostolica Vaticana*, *Rossianus 374, fol. 4r.*, ein Papstvatizinium der Gattung *Ascende Calve* wahrscheinlich aus der Hand des Giovanni da Celle († 1390) respektive des

Augustinereremiten Luigi Marsili (†1394), zeigt eine zentrale Gestalt des Papsttums Ende des 13. Jahrhunderts: der Selige Pietro da Morrone (†1296), dessen Regierung und Rücktritt als Papst Celestin V. 1268 ins Kollektivbewusstsein rückte (S. 257). Die starke Gewichtung der zentralen Jahrhunderte des Mittelalters variiert indessen von Kapitel zu Kapitel. Päpste der Frühen Neuzeit (Innozenz X. [†1655] und die Pamphilij-Taube, S. 15 ff.), der Moderne (Gregor XVI. [†1846] und die Papageien in der zeitgenössischen Papstkritik, S. 163 f.) und selbst der Zeitgeschichte (Paul VI. [†1976] und seine Prozessionsfächer aus Straußenfedern, S. 215) werden jedoch kursorisch erwähnt. Besonders das 16. Kapitel über den Papstesil ist gänzlich im Spätmittelalter angesiedelt (S. 280–293), viel stärker noch als das neuzeitlich geprägte vierte Kapitel mit der Geschichte des *Hanno*, des bekannten Elefanten Leos X. (†1521) (S. 87–95). Die vom Verfasser formulierte Absicht, auch die Kontinuität der Semantik und Präsenz der einzelnen Tiere am Papsthof darzustellen (S. 300–303), gelingt nur teilweise, nämlich nur zwischen dem Hochmittelalter und der späten Renaissance. Danach sind die Beispiele entweder zu oberflächlich oder zu spärlich, so dass der Eindruck von anekdotischen Einzelfällen und nicht von Kontinuität entsteht. Im Kapitel über den Pfau wird am deutlichsten die semantische Dualität der meisten Tiere aufgezeigt, deren Eigenschaften zeitgleich eine positive und eine negative Bewertung erfuhren und die somit praktisch alle Kapitel des Buches durchzieht („*questo animale è servito a rappresentare l'alto e il basso, la sovranità ma anche l'umiltà, la Risurrezione e il Paradiso ma anche la pochezza della condizione umana.*“, S. 210).

Paravicinis Werk erweist sich in seinem gut lesbaren und gelehrten Stil als ein Erbe der italienischen christlich-humanistischen Geisteslandschaft des 20. Jahrhunderts, unverkennbar geprägt durch eine Alltagsnähe zum untersuchten Christentum im Allgemeinen und zum Papsttum im Besonderen. Man möchte während der Lektüre an Vito Fumagalli (†1997) und sogar an Alcide de Gasperi (†1954) denken. Nicht umsonst lehrte Paravicini auch jahrelang an der Vatikanischen Schule für Paläografie, Diplomatie und Archivkunde, in Sichtweite des untersuchten Boncompagni-Drachens Gregors XIII. (†1585) am Giebel des Turms der Winde (S. 34). Im Schlusswort entschuldigt der Verfasser das Fehlen einiger „Klassiker“ der christlichen respektive päpstlichen Ikonographie, etwa der Barberinibienen und des christologisch beladenen Pelikans (S. 297). Des Weiteren zeigt das Schlusswort implizit, welches auch aufgrund einer reicheren Überlieferungslage die Erfolgsschlager der Tier-Papst-Forschung bis heute sind: Drachen (S. 297), Pferde (S. 299 ff.) und Papageien (S. 302 f.) sowie Elefanten (S. 304). Anders wird das Moschustier beziehungsweise das aus ihm gewonnene Parfüm, dessen Untersuchung im päpstlichen Umfeld eine ureigene, quellenmäßig schwer erfassbare (nur im Kontext des *possession* im 12. Jahrhundert und der Goldenen Rose) Leistung Paravicinis ist (S. 172–180), nur einmal wieder erwähnt (S. 298).

Nachdem er schon zu Beginn der 1990er Jahre Ernst Kantorowicz' (†1963) Theorie der doppelten Körperlichkeit des Königs (E. KANTOROWICZ, *The King's Two Bodies. A Study in Mediaeval Political Theology* [Princeton 1957]) auf die Päpste übertragen hat, ist es Paravicini gelungen, 76 Jahre nach der Erstveröffentlichung des bannbrechenden *Le bestiaire du Christ* (von L. CHARBONNEAU-LASSAY

[Brügge 1940]) den Ansatz auch dieses Buches (Tiere als Inhalt und Medium christologischer Botschaften im Mittelalter) auf die Vikare Christi zu erweitern.

Ignacio García Lascurain Bernstorff
(ignacioglb@hotmail.com)

ROBERTO REGOLI, PAOLO VALVO, Tra Pio X e Benedetto XV. La diplomazia pontificia in Europa e America Latina nel 1914. – Roma: Studium 2018. 231 Seiten. – ISBN 978-88-382-4587-9.

Zu Beginn des 20. Jahrhunderts etablierte sich innerhalb des vatikanischen Staatssekretariats die Praxis, dem neu gewählten Papst einen Faszikel bezüglich der internationalen Beziehungen des Heiligen Stuhls vorzulegen, in dem die politisch-soziale und religiöse Lage der verschiedenen Staaten grob und meist kurz resümiert wurde.

Das hier vorgestellte Buch beschäftigt sich mit einem solchen, am Ende des Pontifikats Pius' X. erarbeiteten Dokument, der „Relazione presentata al S. Padre Benedetto XV sulla situazione delle Nazioni“ (Segreteria di Stato, Sezione per i Rapporti con gli Stati, Archivio Storico, AA.EE.SS, Stati Ecclesiastici, pos. 1310, fasc. 452) Die Autoren, die zu den Kennern der päpstlichen Diplomatie der Zeitgeschichte zählen, nennen in der Einleitung Gründe, Inhalt und Ziel ihrer Studie. Das Dokument steht demnach in der Kontinuität mit den für andere Päpste in ähnlicher Weise erarbeiteten Dokumenten (G. B. VARNIER (Hg.), *La Santa Sede nell'assetto internazionale dopo la grande guerra. La „relazione sui vari Stati presentata al nuovo Pontefice Pio XI“* (Firenze 2004); P. VALVO, *Da Roma al mondo: l'agenda del nuovo papa. Situazione della chiesa e prospettive di riforma all'alba del pontificato di Pio X*, in: *Rivista di storia della Chiesa in Italia* 67 (2013) 513–533; R. REGOLI, *La diplomazia di Pio X nel contesto internazionale del primo Novecento*, in: *San Pio X. Papa riformatore di fronte alle sfide del nuovo secolo* (Città del Vaticano 2016) 65–84). Der Edition ist eine Einleitung und Kommentierung von beiden Autoren vorangestellt. Das Dokument habe die Absicht, „eine Bilanz der Regierung des toten Papstes zu ziehen und gleichwohl einen Versuch zu machen, dem neuen Pontifikat Richtlinien zu liefern“ (S. 9).

Die Quellengrundlage der *Relatio* wird in ihren Beziehungen zu anderen wichtigen vatikanischen Quellen und zur Struktur der kurialen Büros und insbesondere des Staatssekretariats thematisiert. Die Beobachtung, dass wichtige Staaten, die unter der Zuständigkeit der *Congregazione per gli Affari Ecclesiastici Straordinari* standen, in das Dokument nicht einbezogen wurden, während andere, die außerhalb seiner Kompetenz lagen, aufscheinen, soll dazu beitragen, den Regierungsstil Pius' X. zu überdenken, und zwar deshalb, weil der Papst sich „vor den Grenzen der kurialen Büros hütete und versuchte, diese Grenzen auszuweiten und sich nicht einbinden zu lassen“ (S. 12).

Neben dem Regierungsstil des Papstes wird auch die päpstliche Diplomatie in ihrer Entwicklung angesprochen. Die Geschichtsschreibung hat eine Reduktion der päpstlichen Diplomatie unter Pius X. erkannt, und auch das besprochene Buch äußert sich stellenweise in diesem Sinn. Es zeigt dabei auch, wie die Situation der

Staaten dem Papst aus seinem pastoralen Blickwinkel vorgestellt wurde. Wie Valvo in seiner Einleitung außerdem anmerkt, verdiente Lateinamerika in den Augen des Papstes große Wertschätzung, während die betreffenden Leitlinien der päpstlichen Politik den früheren Pontifikaten zuzuschreiben waren.

Für die Geschichtsschreibung des Pius-Pontifikats stellt das Buch einen wichtigen Beitrag dar. Wer sich mit der Geschichte der vatikanischen Diplomatie befasst, erhält zudem viele methodische Hinweise zu den vatikanischen Quellen, die aufgrund der Struktur und des Beziehungsgeflechts der vatikanischen Dikasterien und wegen des Regierungsstils Pius' X. nicht immer leicht zu handhaben sind.

Alessandro Bellino
(ale.bellino@hotmail.it)

WERNER NEUHAUS, August Pieper und der Nationalsozialismus. Über die Anfälligkeit des Rechtskatholizismus für völkisch-nationalsozialistisches Denken = edition leutekirche sauerland 7. – Norderstedt 2017, 176 Seiten. – ISBN 978-3-7460-1141-7.

Was jetzt über August Pieper zum Vorschein kommt, überrascht. Nach ihm sind Orte wie die August-Pieper Straße in Mönchengladbach und der August-Pieper-Platz in Eversberg benannt, vor allem aber das August-Pieper-Haus in Aachen, die Tagungsstätte der Bischöflichen Akademie des Bistums Aachen. Die war es auch, die vorliegende Studie förderte, um die Geschichte ihres Namensgebers aufzuarbeiten. Marco A. Sorace, Dozent an der Akademie, schrieb das Geleitwort.

Wer war Dr. Dr. August Pieper? Die Erinnerungskultur und Geschichte zeichnet ein vorwiegend positives Bild von dem 1889 in Paderborn geweihten Priester. Pieper (1866 in Eversberg – 1942 in Paderborn) fungierte seit 1892 als Generalsekretär bzw. seit 1903 als Generaldirektor des Volksvereins für das katholische Deutschland (Vkd), der 1914 unter seiner Leitung über 800.000 Mitglieder erreichte. Nach dem Weltkrieg wirkte Pieper bis 1922 als dessen Geschäftsführer, Schriftleiter (bis 1928) und bis 1932 als „freier“ Mitarbeiter an der Zentralstelle des Vkd in Mönchengladbach. Insgesamt war er mithin mehr als 40 Jahre führend im Vkd tätig. Ferner vertrat er die Zentrumspartei bis 1918 im Preußischen Abgeordnetenhaus sowie im Reichstag. Wegen seiner Befürwortung des Engagements von Laien und der christlichen Gewerkschaften – besonders als Vorsitzender des Verbandes katholischer Arbeitervereine Westdeutschlands (1904–1917) – gilt Pieper als Linkskatholik. In dem Monumentalwerk *„Priester unter Hitlers Terror“* wird er als vom Regime verfolgt Kleriker aufgeführt¹.

Ins Zwielicht geriet Pieper bereits in den 1980er Jahren, als Rudolf Padberg anhand einiger Aufsätze aus der „Führer-Korrespondenz“ des Vkd von 1931/32 nachwies, dass Pieper zwar den Kern des Nationalsozialismus ablehnte, ihm jedoch wie einst dem Sozialismus begegnen wollte: im Aufgreifen der positiven Seiten

¹ U. VON HEHL, CH. KÖSTERS (Bearb.), *Priester unter Hitlers Terror. Eine biographische und statistische Erhebung* 2 (Paderborn ³1996) 297.

der Bewegung, wie es der VkD seit den 1890er Jahren in Abwehr der SPD getan habe, und in der Stärkung der lebendigen „Volksgemeinschaft“².

Nun wird dieser Befund bestätigt und übertroffen: Ab 1933 war Pieper mehr als ein bloßer „Brückenbauer“, sondern ein „Märzgefallener“, lautet das Ergebnis der Quellenrecherche von Werner Neuhaus im Staatsarchiv Münster. Der dortige Nachlass Piepers ist seit 2013 zugänglich. Er enthält Korrespondenz sowie unveröffentlichte Manuskripte.

Das Buch ist zweigeteilt. Neuhaus' informierter Einführung und differenzierter Analyse von Texten insbesondere ab 1933 (S. 13–71) folgt ein Anhang (S. 72–170): Er dokumentiert sowohl publizierte Texte Piepers – von Auszügen aus „Der deutsche Volksstaat und die Formdemokratie“ (1923), Piepers „Lieblingsschrift“, bis zu „Der Nationalsozialismus“ (1931) –, als auch unpublizierte Manuskripte zur „deutschen Revolution“ 1933, schließlich den Entwurf einer „Erklärung der katholischen Kirchenführung an den Führer des Großdeutschen Reiches“ (1942). Sie spiegeln den Weg des Linkskatholiken zum Rechtskatholiken wider.

Nach 1918 schwenkte der Volksverein unter der Regie von Pieper und dem Leiter des Franz-Hitze-Hauses in Paderborn, Anton Heinen, von der Sozialpolitik auf eine grundlegende Sozialreform um. Die zerfallende, antagonistische, individualistische und „mammonistische“ Weimarer Gesellschaft müsse sich erneuern hin zur „Volksgemeinschaft“. Ausdrücklich standen dabei die Lebensphilosophie sowie Ferdinand Tönnies' (1887) Dualismus von mechanistischer Gesellschaft und lebendiger Gemeinschaft, von Organisation *versus* Organismus Pate. Erfolgreich war diese Strategie nicht. Der VkD verlor zusehends Mitglieder und zählte 1928 nur noch halb so viele wie vor dem Krieg. Überdies mischten sich jetzt die Bischöfe mit der „Katholischen Aktion“ in die Vereinsarbeit ein. Aber weder um die Schicksalskurve des Volksvereins noch darum, ob diese Gruppe im VkD repräsentativ war für das katholische Milieu, geht es dem Buch. Vielmehr beschreibt es ausschließlich die bemerkenswerte Metamorphose August Piepers.

Neuhaus betont, es sei voreilig, Pieper wegen der affirmativen Verwendung heute kontaminierter Begriffe wie „Volksgemeinschaft“ und „Führertum“ „in die braune Ecke“ zu stellen. Solches Vokabular war nicht nur bei völkischen Rechten verbreitet (S. 15). In denselben Texten polemisierte Pieper ja energisch gegen den Nationalsozialismus, während er im nationalen Erwachen gleichzeitig wiederum einen Lichtblick erkannte.

Die Affinitäten wurden indes immer offenkundiger. Pieper begrüßte den Untergang der individualistischen „Formdemokratie“, wie er die Republik seit 1923 nannte. Der Staat müsse gewachsener Volksstaat werden, nicht seelenlose Anstalt sein. Im März 1933 machte er seinen Frieden mit dem „Dritten Reich“. Im Typoskript „Die Deutsche Revolution als Werk höherer Mächte“ deutete er den Umbruch als aus den Lebenskräften der „Volksgemeinschaft“ erwachsen. Der Nationalsozialismus, verlangte er, müsse „sich umwandeln zur organischen, lebendigen

² R. PADBERG, Kirche und Nationalsozialismus am Beispiel Westfalens. Ein Beitrag zur Seelsorgekunde der jüngsten Zeitgeschichte (Paderborn 1984) 44–46. Vgl. G. Klein, Der Volksverein für das katholische Deutschland 1890–1933. Geschichte, Bedeutung, Untergang (Paderborn u. a. 1996) 139–156.

Volksgemeinschaftsbewegung“, er forderte aber von den Katholiken zugleich, auch sie müssten sich auf ihr lebendiges Volkstum besinnen. Daraus geht für Neuhaus „eindeutig hervor, dass August Pieper zu diesem Zeitpunkt bereits zu den ‚Märzgefallenen‘ zu zählen ist“, die Hitler und die NSDAP unterstützten (S. 24). Der Begriff ist jedoch unglücklich. Er meint die Angestellten und Beamten, die aus Karrieregründen nach dem 5. März 1933 in die NSDAP strömten, bis die Partei einen Aufnahmestop verhängen musste. Pieper hatte das aber weder als Priester noch im Alter von 67 Jahren nötig. Rasch steigerte sich Piepers völkische Semantik. Im September schwärmte er von der heroischen „Lehre der Wahrung des Blutes, der Rasse u. der Persönlichkeit sowie des ewigen Auslegungsgesetzes“ (S. 30). Im Nationalsozialismus sah er den rechtmäßigen Vollender der von ihm schon lange beworbenen „Volksgemeinschaft.“

Durch den „Klerikalismus“ – sagt der Kleriker – und die Romorientierung habe das deutsche Volk verlernt, sich selber zu regieren. Das Konkordat habe die „Vernichtung allen politischen Katholizismus“, damit auch der konfessionellen Politik gebracht – was ausgerechnet ein ehemaliger Zentrumsabgeordnete befürwortete. An den Verfolgungen der Priester und der Auflösung der Klöster trage die Kirche durch Unterlassung eine Mitschuld – eine völlig ungewöhnliche Äußerung eines Priesters.

Noch klarer wird Piepers Loyalität zur NS-Politik in seinen Manuskripten nach dem Überfall auf die Sowjetunion. Als Kriegstreiber identifiziert er England und die USA, weil sie im Nationalsozialismus den Bändiger des Kapitalismus bekämpften, sowie die Sowjetunion, weil sie im Nationalsozialismus den Feind des Kommunismus sähe. Endlich müsse die Kirche dem Nationalsozialismus entgegenkommen, stimmten Pieper und der frühere preußische Ministerpräsident Adam Stegerwald 1941/1942 in ihrer Korrespondenz überein. Die Kirche könne mehr Einfluss im totalitären Staat gewinnen, wenn sie das nationale Einheitsstreben begreife – und zwar vor dem „Endsieg“; danach habe das Regime Konzessionen nicht mehr nötig (S. 48).

Die Gründe für Piepers „partielle Identifizierung mit dem Nationalsozialismus“ (S. 57) reichen von seinem maroden Gesundheitszustand bis zu seiner Verbitterung darüber, dass er mit einer mickrigen Vikarspension abgespeist wurde, die sein Lebenswerk nicht würdigte: den Volksverein, der bankrott ging und 1933 verboten in Trümmern lag. Er hielt sich für den bedeutendsten, aber verkannten „Vorläufer der Erneuerung der Volksgemeinschaft“. Schwer zu ermessen ist der Einfluss seines jüngeren Bruders Lorenz Pieper (1875–1951). Er war schon 1923 in die NSDAP eingetreten, ein glühender Nazi und, anders als August, bekennender Antisemit. Jedenfalls waren die beiden Eversberger als Priester sonderbare Figuren. Das Christliche entwich immer mehr aus August Piepers Texten, die Volksgemeinschaftsobsession überlagerte alles. Insofern passt er auch nicht ganz in die Kategorie Rechtskatholik.

Rätselhaft bleibt, warum die zahlreichen Manuskripte und Typoskripte ab 1933 nirgends publiziert wurden, zumal sie doch derart NS-freundlich waren. Wichtig ist jedoch, dass sie nun in Teilen der Öffentlichkeit vorliegen und in Neuhaus einen abwägend argumentierenden Interpreten gefunden haben.

Olaf Blaschke
blaschko@uni-muenster.de

JOACHIM KUROPKA, Galen. Wege und Irrwege der Forschung, Münster: Aschen-dorff Verlag 2015. 457 S., Abb. ISBN 978-3-402-13153-4.

Gedenkjahre bieten immer wieder eine geeignete Möglichkeit, sich mit einem Ereignis bzw. einer bestimmten Person auseinanderzusetzen. Im vorliegenden Fall war es der zehnte Jahrestag der Seligsprechung von Kardinal Clemens August Graf von Galen (1878–1946), der Joachim Kuropka veranlasste, seine vielen Beiträge zum „Löwen von Münster“ in einem Band zu versammeln, um sich des Bildes, das von Galen besteht, zu vergewissern, sich auch daran zu reiben, vor allem aber, um eine Standortbestimmung vorzunehmen. Die 26 Vorträge und Beiträge umfassen ein Vierteljahrhundert Forschungsgeschichte, sie zeigen die intensive, historische und zutiefst quellenbasierte Forschungsleistung des Autors auf.

Kardinal Clemens August Graf von Galen war einer der wortgewaltigsten Vertreter der katholischen Kirche gegen die NS-Herrschaft. Galt er in den ersten Jahrzehnten nach dem Zweiten Weltkrieg unbestritten als Gegner des Nationalsozialismus, so gibt es seit Beginn der 1980er Jahre doch auch eine ganze Reihe kritischer Stimmen – verwiesen sei auf Rudolf Morsey, Hubert Wolf und andere. Zu den stärksten Befürwortern und gleichzeitig zu den profundesten Kennern der Biographie des Kardinals ist dagegen Joachim Kuropka zu zählen. Die langjährige Beschäftigung mit einem Forschungsthema prägt sicherlich immer auch den Forschenden. So atmen die Beiträge durchaus eine grundlegende Sympathie gegenüber dem Forschungsgegenstand. Dies hinderte den Autor allerdings in keiner Weise daran, sich historisch wissenschaftlich und kritisch mit der Biographie und der Persönlichkeit des Kardinals auseinanderzusetzen.

Der Autor suchte in all den Jahren den ganzheitlichen, umfassenden Blick auf Clemens August Graf von Galen. Erschöpfend setzte er sich mit dem Seelsorger und Pfarrer, dem Politiker und schließlich dem Kirchenfürsten auseinander. Aus allen Einzelstudien spricht die intime Kenntnis der Quellen, die er in den unterschiedlichsten Archiven aufgetan hat, und die es ihm erlaubt, sowohl in feinen und differenzierten Strichen zu zeichnen als auch souverän und prächtig zu freskieren.

Selbstverständlich gibt es Themen, die sich immer wieder durch die Aufsätze ziehen und die sich aus der Biographie des Bischofs selbst ergeben: die Predigten im Sommer 1941 gegen die Euthanasie der Nationalsozialisten und die immer schärfer werdenden Maßnahmen gegen die katholischen Orden zum Beispiel. Auch der Osterhirtenbrief des Jahres 1934 wäre hier zu nennen und die Maßnahmen gegen den Befehl der Nationalsozialisten, die Kreuze aus den Schulen zu nehmen. Vor allem aber ergibt sich aus den Aufsätzen ein biographisches Gesamtbild, das sich allen Phasen des Lebens widmet und vielfältige Perspektiven aufgreift.

Ein Grundanliegen des Autors ist es, das Handeln des Bischofs „im zeitgenössischen Zusammenhang“ zu verorten. Immer wieder schreibt er gegen allzu unhistorische Wertungen an, die immer dann entstehen, wenn einzelne Handlungen eben nicht mit grundlegenden Beschränkungen, wie sie in jeder Diktatur gelten, kontextualisiert werden. Kuropkas Bewertung von Predigten und Maßnahmen des Bischofs im Kontext der nationalsozialistischen Diktatur legen deutlich offen, wie wichtig es ist, sich sehr genau mit Texten auseinanderzusetzen und den ihnen inne-

wohnenden Logiken Aufmerksamkeit zu schenken. Viele Hinweise und Verschlüsselungen waren schließlich den damaligen Zensurbedingungen geschuldet, wurden aber von den Zeitgenossen nichtsdestoweniger klar verstanden (vgl. S. 419–421). Gleichzeitig wendet sich der Autor unermüdlich gegen vorhandene „Mythen, Fälschungen und Skandale“ (S. 367). Tatsächlich ist es schwer, einmal öffentlich wirksam geäußerte Vorwürfe auch dann zu widerlegen, wenn sie definitiv unhaltbar und aus den Quellen zu entkräften sind. So weist der Autor immer wieder von Neuem auf manch langlebige, allerdings unrichtige Vorhaltungen hin.

Entstanden ist ein vielschichtiger Band, der zum einen die Forschungsentwicklung des Autors, zum anderen mittelbar aber auch die Forschungsgeschichte selbst widerspiegelt. Das Werk eröffnet zudem einen ausgesprochen quellengesättigten Zugang zu Kardinal Clemens August Graf von Galen.

Hannelore Putz
(hannelore.putz@bistum-passau.de)

MICHAEL MATHEUS, *Germania in Italia. L'incontro di storici nel contesto internazionale*, a cura di Gerhard Kuck. – Roma: Unione Internazionale degli Istituti di Archeologia, Storia e Storia dell'Arte in Roma, 2015. ISBN 978-88-9825-2008. 290 S.

Das Deutsche Historische Institut in Rom (DHI) ist seit seiner Gründung 1888 – im selben Jahr wurde auch die römische „Station“ der Görres-Gesellschaft eröffnet – ein Bezugspunkt für deutsche und italienische Wissenschaftler und vor allem eine Brücke für die wissenschaftliche Zusammenarbeit zwischen Deutschland und Italien bis heute. Eine Schlüsselrolle spielen dabei die Direktoren, die an der Spitze dieser namhaften Institution standen und stehen. Hier gehört Michael Matheus zu jenen, die die Fähigkeit besitzen, die Forschungslandschaft Deutschlands und Italiens miteinander zu verbinden. Obwohl Mittelalter- und Frühe Neuzeit-Historiker, weiß er sich mit gleicher Kompetenz in späteren Epochen zu bewegen, wie der angezeigte Band demonstriert. In ihm sind einige Aufsätze aus den zehn Jahren, in denen er Direktor des DHI war (2002–2012), vereinigt, die zum Teil im Zusammenhang mit Jubiläen des DHI und der *Unione Internazionale degli Istituti di Archeologia, Storia e Storia dell'Arte in Roma* entstanden sind. Die deutsch-italienischen Beziehungen stehen im Mittelpunkt der Sammlung, es gibt jedoch auch weiterreichende Linien und Verbindungen.

Alle zehn Beiträge wurden bereits anderweitig, zum Teil entlegen, veröffentlicht, fünf in italienischer, fünf in deutscher Sprache. Der von Gerhard Kuck sowohl in konzeptioneller als auch sprachlicher Hinsicht sorgfältig edierte Band (zum Teil in der Übersetzung von Monika Kruse, Valeria Leoni und Eva Wiesmann) enthält vier Abschnitte: „Rahmenbedingungen“, „Das Institut“, „Kreuzungspunkte“ und „Projekte“. Dazu gehören eine gut gewählte Bebilderung, eine ausführliche Gesamtbibliographie (S. 243–276) und die Indices.

Der erste Abschnitt (S. 3–59) beschäftigt sich mit zwei wichtigen, aber wenig bekannten Themen, zunächst mit Konflikten hinsichtlich der deutschen Forschungsinstitute in Italien 1949–1953. Es werden die komplizierten Zusammen-

hänge der Wiedereröffnung der vier deutschen Forschungsinstitute für Archäologie, Geschichte und Kunstgeschichte in Rom und Florenz in der Nachkriegszeit nachgezeichnet. Das war die Geburt der genannten *Unione* in Rom, deren Zweck es war, den Bestand und Betrieb der vier Bibliotheken bis zu ihrer Restitution an die Bundesrepublik Deutschland 1953 sicherzustellen. Matheus beleuchtet die Rolle deutscher und italienischer Akteure der politischen und kulturellen Welt bei den Verhandlungen zwischen Rom und Bonn, bis es am 30. April 1953 zur Unterzeichnung des Abkommens durch die Alliierten, Italien und die Bundesrepublik kam. Der Abschluss wurde vor allem durch das Engagement Alcide De Gasperis möglich, dessen Freundschaft mit Konrad Adenauer bekannt war, seit sie sich für den europäischen Integrationsprozess einsetzten, der zur Normalisierung der Beziehungen zwischen beiden Ländern führen sollte. Wichtig war die „Selbstverwaltung“: Die Bundesregierung verpflichtete sich, die Bibliotheken für unbefristete Zeit einzurichten und den Forschern aller Nationen ohne Diskriminierung den Zugang zu eröffnen sowie die wissenschaftliche Autonomie der Institute zu gewährleisten.

Der nächste Beitrag betrifft den X. Internationalen Historikerkongress 1955 in Rom, dem die 1946 gegründete *Unione* 2005 eine Tagung widmete, da sie selber 1955 ihr internationales Debut gab. Matheus untersucht dann mehrere Aspekte, die den Kongress von 1955 in besonderer Weise betreffen, die dann aber auch für die Tagung 2005 Anwendung finden. Kongresse tagen nicht im Elfenbeinturm, sondern sind Organisationsformen des wissenschaftlichen Dialogs unter den Bedingungen und Einflüssen der politischen Situation (S. 55). 1955 herrschte noch eine Situation relativ friedlichen Zusammenlebens zwischen Washington und Moskau. Es waren Vertreter der UdSSR und der osteuropäischen Länder anwesend, was die Hoffnung auf eine wissenschaftliche Zusammenarbeit zwischen Ost und West aufkommen ließ. Selbst deutsche Historiker nahmen erstmals offiziell an einem Weltkongress teil, aber die unterschiedliche Integration der beiden Teile Deutschlands in ihre jeweiligen ideologischen und politischen Systeme spiegelte sich in den Kongressarbeiten und im informellen Umgang wider. So versäumte man etwa, die Kollegen der „Ostzone“ zum Empfang im DHI einzuladen. Der Kongress stellte letztlich eine weitere Etappe auf dem Weg der institutionellen und inhaltlichen Trennung der deutschen Historiker dar, die dann 1958 endgültig vollzogen wurde (S. 56). Wichtig war auch die Teilnahme des Päpstlichen Komitees für die Geschichtswissenschaften. Es war nur ein Jahr zuvor mit Blick auf den Kongress gegründet worden. Pius XII. wollte so die Distanz der katholischen Kirche zur modernen Geschichtsschreibung überwinden. Neben der Mitarbeit der vatikanischen Delegation an der Kongressarbeit kam es dann auch zu einer Audienz der Kongressteilnehmer bei Pius XII., in welcher dieser eine viel gewürdigte Ansprache hielt.

Der folgende Abschnitt (S. 63–162) befasst sich in drei Beiträgen mit der Wiedergründung des DHI nach dem Zweiten Weltkrieg. Matheus schildert die in der Geschichte des DHI unternommenen und letztlich gescheiterten Versuche, alle humanistischen Disziplinen in einer einzigen Institution zusammenzufassen. Das gelang nur mit der Einrichtung der musikhistorischen Abteilung 1960. Ausschlaggebend waren praktische Gründe und neue Paradigmen einer Wissenschafts- und

Kulturpolitik im Sinne vertrauensbildender Maßnahmen. Auch wenn der Übergang von der organisatorischen Verbindung zur wissenschaftlichen Zusammenarbeit zwischen den beiden Sektionen mehr Zeit in Anspruch nahm, festigte sich die Zusammenarbeit zwischen den beiden Sektoren unter deutschen Wissenschaftlern und anderen Nationen, besonders Italienern. Es bleibt aber – so der Autor – das Desiderat präziser Forschungsprojekte, die einen kontinuierlichen Austausch zwischen verschiedenen Disziplinen auch über die Geschichts- und Musikwissenschaft hinaus gewährleisten.

Der zweite Beitrag vertieft einige Aspekte der Wiedereröffnung und Konsolidierung des DHI und seiner Bibliothek. Hier waren die Gespräche vom 27. Februar 1953, die im Rahmen der Verhandlungen über Kunstwerke stattfanden, grundlegend, denn sie ebneten endgültig den Weg für die Restitution der in Italien bestehenden deutschen Wissenschaftsinstitute. Die Beziehung zwischen Adenauer und De Gasperi war von großer Bedeutung, deren enge Zusammenarbeit zur Normalisierung der Beziehungen zwischen Rom und Bonn sich auch auf Aspekte der Kultureinrichtungen ausdehnte. Die verschiedenen Akteure tauchen im Text auf, einige waren für, andere gegen die Wiederaufnahme der Aktivitäten des DHI (positiv der Althistoriker Gaetano de Sanctis, negativ die *Accademia dei Lincei*). In diesem Zusammenhang ist der Beitrag der vatikanischen Institutionen zu erwähnen. Die Ernennung von Walther Holtzmann zum Direktor des DHI bestätigte die Linie, die Paul Fridolin Kehr als Direktor des damals noch preußischen Instituts vorgezeichnet hatte. Mit der Wiedereröffnung am 30. Oktober 1953 konnten das Vertrauen und die Zusammenarbeit zwischen deutschen und italienischen Gelehrten wiederhergestellt werden. Bisherige Initiativen – die *Italia Pontificia* (unterstützt von Kard. Giovanni Mercati), das *Repertorium Germanicum* und die Nuntiaturberichte – wurden wiederaufgenommen. Im Forschungszentrum standen Mittelalter und Frühe Neuzeit, aber 1961 wurde eine Forschungsstelle für Zeitgeschichte geschaffen, die sich unter Rudolf Lill mit Pius IX. und dem Kulturkampf befasste (fortgesetzt von Egon J. Greipl, Martin Papenheim und Massimiliano Valente).

Der dritte Beitrag beschreibt, wann und wie Kontakte zwischen den Wissenschaftlern Deutschlands und Italiens hergestellt und so die Deutschen wieder in die *scientific community* aufgenommen wurden. Matheus hebt die Rolle hervor, die Kardinal Giovanni Mercati und sein Bruder Angelo, Präfekt des Vatikanischen Geheimarchivs, gespielt haben. Davon profitierten einige katholische Historiker, die als Kleriker in Rom arbeiteten, so Friedrich Kempf SJ, Hermann Hoberg, Engelbert Kirschbaum SJ und Hubert Jedin. Eine wichtige Rolle spielte hier auch die Görres-Gesellschaft mit ihrem römischen Institut am *Campo Santo Teutonico*. Es werden die Begriffe „Deutsch-Römer“ und „ehemaliger Römer“ erläutert, die als „erfahrungsgeschichtliche“ Begriffe verstanden werden: Historiker des deutschen Raums, die vor dem Zweiten Weltkrieg zur Ausbildung oder Forschung in Rom waren und von der italienischen Kulturwelt geschätzt wurden, fanden sofort ihren Platz im römischen Ambiente wieder. Sie teilten dabei die „römische Perspektive“, dass nämlich Wissenschaft und Politik streng voneinander zu trennen seien (S. 156). Man beginnt sozusagen mit einem „Nulljahr“ und erspart sich die Aufarbeitung der Kriegszeit, um an eine apolitische Wissenschaft der Vergangenheit anzuknüpfen, die man als glänzend wahrnimmt (S. 157).

Der dritte Abschnitt (S. 165–207) enthält zwei Essays über die Mediävisten Ernst H. Kantorowicz (1895–1963) und Vito Fumagalli (1938–1997) in ihrer Beziehung zum DHI. Kantorowicz kam aus einer angesehenen jüdischen Familie in Posen und floh aus dem Nazi-Deutschland in die USA. Er schrieb eine berühmte Biographie über Kaiser Friedrich II. (1927, mit Supplement 1931). Die persönlichen Exemplare gelangten durch Ralph Giesey 1983 ans DHI. Giesey schrieb 1982 an den damaligen Direktor Reinhard Elze, das Werk sei „in spirit an Italian work more than a German one, because much of the work on it was done in Rome at your institute, because Rome was Eka's [d.h. Kantorowicz] favorite city – for these and many allied reasons he felt (and I completely agree) that it would be most fitting for his work to grace your shelves“ (S. 168). Matheus untersucht dann Kantorowicz' Aufenthalt in Rom, wahrscheinlich im Winter 1927/28, als er im Vatikanischen Geheimarchiv und im Preußischen Historischen Institut (seit 1926 im Palazzo Lazzaroni in via dei Lucchesi) arbeitete. In dem Text wird unter anderem die Beziehung zwischen dem jungen Wissenschaftler und vor allem Kehr veranschaulicht, der ihn sehr schätzte und insbesondere den Vorschlag der Unterscheidung zwischen „historischer Forschung und historischer Erzählung“ akzeptierte. Kehr übertrug Kantorowicz die Neuauflage der *Annales Placentini Gibellini*, einer wichtigen Quelle für die Geschichte Friedrichs II. Matheus weist dann auf den Briefwechsel zwischen „Eka“ und den Mitgliedern der *Monumenta* wie Friedrich Baethgen und Wolfgang Hagemann. Hier fügt Matheus einen langen Exkurs über die Rolle, die Hagemann während des Krieges gespielt hat, ein. So war er (Hagemann) Dolmetscher beim Generalstab von Feldmarschall Albert Kesselring. Zum Historikerkongress 1955 kam Kantorowicz wieder nach Rom. Eine Neuauflage seiner Friedrich-Biographie wollte er nicht. Er glaubte, dass ein Buch, das sich auf Himmlers Schreibtisch befunden hatte und das Göring Mussolini geschenkt hatte, völlig in Vergessenheit geraten sollte. Seine Darstellung Friedrichs als Souverän und stets gültiges Beispiel für schöpferische Kraft und Genialität fand aber dennoch weiterhin begeisterte Leser, da seine Erzählung bestimmte Bedürfnisse und Emotionen ansprach. Auch Mitarbeiter und Besucher des DHI befassten sich immer wieder mit der faszinierenden Gestalt Friedrichs II.

In dem Vito Fumagalli gewidmeten Aufsatz „Ein Italiener unter deutschen Historikern“ beschreibt Matheus dessen hauptsächliches Forschungsinteresse, das dem Leben der Menschen im Mittelalter galt. Nach der Wiedereröffnung des Instituts im Jahr 1953 war Fumagalli der erste italienische Historiker einer langen Reihe von Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftlern des Gastlandes, die im „Germanico“ gearbeitet haben und weiterhin arbeiten (S. 196). In den drei Jahren seines Aufenthaltes am Institut, von Juni 1966 bis Oktober 1969, widmete sich der junge italienische Mediävist sehr intensiv Studien zum Adel, einem Forschungsfeld, das damals auch von Gerd Tellenbach – Direktor des DHI von 1962 bis 1972 – und seinen Schülern bearbeitet wurde. So konnte Fumagalli sich mit den am Institut gängigen Methoden der Prosopographie und der Regionalgeschichte auseinandersetzen.

Das Buch endet mit drei Essays (S. 221–227) über die Projekte des DHI: über Studierende und Forschende von Universitäten des deutschen Raums in italienischen Studienzentren; über die Sammlung einer Fotodokumentation über Süd-

italien zu Beginn des 20. Jahrhunderts; über die *Regesta Pontificum Romanorum* von Paul Fridolin Kehr. Alle drei Initiativen lassen die Weite des Untersuchungs- und Forschungsbereichs des Instituts verstehen, der sich seit den 1960er Jahren auch auf die Zeitgeschichte ausdehnt.

Der vorliegende Band bietet einen facettenreichen, faszinierenden Einblick in die Welt der deutschen und italienischen Forschung nach dem Zweiten Weltkrieg. Zugleich wird exemplarisch eine höchst spannende Geschichte deutscher und italienischer Kulturpolitik geschrieben, die nie im Allgemeinen bleibt, sondern sich immer an bestimmten Personen festmacht. Diese Geschichte der Deutschen in Rom und der deutsch-italienischen Kulturpolitik ist nicht zu trennen von der Nachkriegsdiplomatie zwischen Rom und Bonn und von der Gründung der *Unione Internazionale degli Istituti di Archeologia, Storia e Storia dell'Arte in Roma*. Insofern wird hier auch ein Kapitel der jungen Bundesrepublik Deutschland geschrieben. Als wichtiges Prinzip internationaler Kulturpolitik hat hier der Gedanke der Selbstverwaltung der Wissenschaft zu gelten.

Das Lesen dieser Seiten bietet zugleich dem Rezensenten wie gewiss vielen anderen die Gelegenheit, sich dankbar an die Arbeit im „Germanico“ an der *Via Aurelia Antica* zu erinnern, das unter dem „Direttore Matheus“ und durch seine Art von einem ebenso lebhaften wie friedvollen Studienklima geprägt war.

Massimiliano Valente
(massimiliano.valente@unier.it)

RÖMISCHE QUARTAL SCHRIFT

ISSN 0035-7812

für Christliche Altertumskunde und Kirchengeschichte

IM AUFTRAG

des Priesterkollegs am Campo Santo Teutonico in Rom
und des Römischen Instituts der Görres-Gesellschaft

IN VERBINDUNG MIT

Thomas Brechenmacher,

Jutta Dresken-Weiland, Michael Durst, Bernd Engler, Britta Kägler
Rudolf Schieffer †, Andreas Sohn und Günther Wasilowsky

HERAUSGEGEBEN VON

Dominik Burkard, Hans-Peter Fischer
und Stefan Heid

113. BAND

2018

HERDER

ROM FREIBURG WIEN

Manuskripte sind als Word- und PDF-Datei an rigg.direktor@gmail.com oder auf einem elektronischen Datenträger per Post an die Redaktion der „Römischen Quartalschrift“, Campo Santo Teutonico, I – 00120 Città del Vaticano, zu senden. Artikel werden einem Single-Blind Peer Review-Verfahren unterzogen. Manuskripte müssen einen genuinen Forschungsbeitrag leisten. Geistige Urheberrechte Dritter müssen beachtet und durch Zitate bzw. Belege ausgewiesen werden. Manuskripte dürfen vom Autor nicht gleichzeitig einer anderen Zeitschrift angeboten werden oder schon anderweitig veröffentlicht worden sein.

Unangefordert an die Redaktion geschickte Bücher werden in der Zeitschrift angezeigt. Eine Rezension erfolgt nach Tunlichkeit. – Abkürzungen und Sigla richten sich – soweit nicht eigens angezeigt – nach dem „Lexikon für Theologie und Kirche“, 3. Auflage, Band 11.

Manuscripts can be sent in word- and pdf-format to: rigg.direktor@gmail.com or in form of virtual media via mail, to “Römische Quartalschrift”, Campo Santo Teutonico, I – 00120 Città del Vaticano. Articles will be analyzed with the single-blind peer review method. Manuscripts need to contribute a genuine scientific novelty. Copyright of third parties must be acknowledged and cited or mentioned in annotation. Manuscripts cannot be offered simultaneously to another journal or already be published elsewhere.

Non-requested books sent to the editorial will be presented in the journal. A review is only made, if it seems suitable. Any book can be shipped back only if postage fee is included. Abbreviations and logograms follow the “Lexikon für Theologie und Kirche”, 3 ed., Vol. 11.

Schriftleitung und Redaktion: Stefan Heid

Redaktionsassistentz: Jutta Dresken-Weiland

Die „Römische Quartalschrift“ erscheint in der Regel jährlich in zwei Doppelheften.

Umfang eines jeden Doppelheftes ca. 144 Seiten. Preis pro Doppelheft 99,- €.

Jahres-Abonnement print only oder e only 197,- €, print + e 213,- €.

Jahres-Abonnement für private Bezieher print only oder e only 155,- €, print + e 171,- €,

Jahres-Abonnement für Mitglieder der Görres-Gesellschaft print + e 131,- €,

für Studierende print only oder e only 99,- €, print + e 115,- €.

VERLAG HERDER FREIBURG IM BREISGAU

Satz: SatzWeise GmbH, Trier

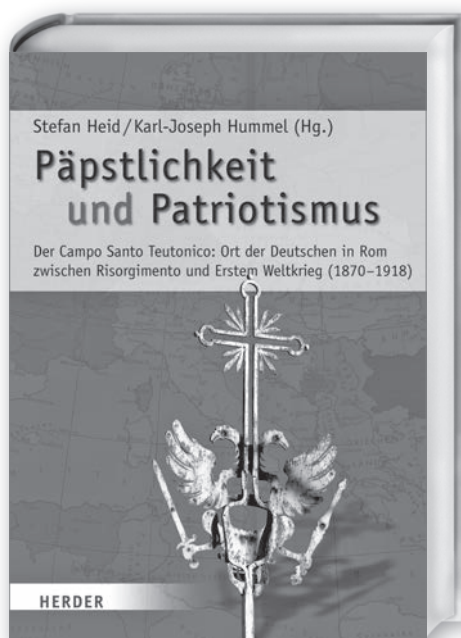
Druck: Franz X. Stückle Druck und Verlag e. K., Ettenheim

Bestellnummer 00160

Die deutschen Katholiken in Rom und das Kaiserreich

**Mit zahlreichen
Abbildungen**

Der Campo Santo Teutonico ist der Sitz einer historischen Bruderschaft und eines exponierten Priesterkollegs im Vatikan. Ausgesprochen rege ging es am Campo Santo zwischen dem Untergang des Kirchenstaats 1870 und dem Ersten Weltkrieg zu. Anton de Waal (1837-1917), Rektor des Campo Santo in jenen Jahren, hielt als Strippenzieher des römischen Ultramontanismus die Fäden in der Hand. Unter ihm trat die »Nationalstiftung« des Campo Santo in die große Geschichte zwischen Vatikan, dem geeinten Italien, dem Deutschen Reich und der Habsburger Monarchie ein. Aus dieser Spannung lebt die Faszination dieses Ortes der Deutschen in Rom bis heute.



Römische Quartalschrift Supplementband 65
Mit zahlreichen s/w-Abbildungen
816 Seiten | Gebunden mit Schutzumschlag
€ 70,- (D) / € 72,- (A) / SFr 95,-
ISBN 978-3-451-38130-0

HERDER

Lernen ist Leben

In allen Buchhandlungen
oder unter www.herder.de